

Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Hefen à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf 1/2 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/2 Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.

W Tili's Busse. *W*



— Die Fasten sind da ; nun will ich mich nur mit Stockfisch und Caviar nähren.

I I S E.

Wie weich, wie warm Deine Händchen sind,
Wie roth Deine Lippen blühen
Und wie voll zärtlicher Ungeduld
Entgegen die Augen mir glühen!

Wie Blüthenschnee unter dem Haargelock
Der Nacken schimmert und leuchtet,
Der Busen, leicht unter Spitzen versteckt,
Ein selig Geheimniß mich däuchtet.

Und wie das Gewand Dich duftig umfließt!
Ich kann den Blick nimmer wenden:
Gewaltsam zieht's mich, Dich zu umfaß'n,
Die süßen Qualen zu enden.

Wie arm ist die Sprache, wie matt das Wort,
Wie glühend beredt das Schweigen
Dagegen, wie in Hingebung ganz
Einander zwei Leiber sich neigen!

O Stille, o Zweisamkeit der Nacht!
Daß niemals endend müßtest wahren,
Mit Deinen Freuden, mit Deiner Lust,
Mit Deinem Begehren, Gewähren!

Friedrich v. d. Adler.

Das Wunderkraut.

Von S. Maurice.

II. Kurioser Ehemann.

Als Eduard sich später erinnerte, welches Versprechen er gegeben hatte, da freilich seufzte er tief auf. Vorwurfsvoll schauten die trauten Gefährtinnen vieler einsamer Stunden von dem Pfeifenständer auf ihn herab. Manche Sorge, manchen Kummer hatte er mit den blauen Rauchringeln in die Luft geblasen, — manche Erkenntniß, die sonst nicht in seinen harten Kopf wollte, war ihm leicht geworden, wenn die witzigen Wolken seine Stirne umwallten. Aber er dachte nicht daran, sein Versprechen zu brechen, so oft auch unwillkürlich die Hand nach Pfeife und Tabaktopf suchte.

Aber nahe ging ihm die Sache und er war die nächsten Tage ernst und nachdenklich. Die Schwiegermama in spe sah darin die Losagung vom unverantwortlichen Junggesellenthum und Bekehrung zum Ernste des Familienlebens und belobte ihn deshalb höchlich. Papa sah mitleidig auf ihn und sagte halbblaut: „Der arme Teufel! Wieder ein Opferthier!“ — Röschen aber meinte, er bereue seine Missethat, und hielt es für ihre Pflicht, ihn zu trösten und merken zu lassen, daß sie ihm ja gar nicht ernstlich böse sei.

Nach und nach aber verloren sich die Wolken wieder von seiner Stirne und am Hochzeitstage war Eduard wieder der glückstrahlendste, heiterste Bräutigam.

Auch Röschen schwamm in Seligkeit, bis — nun bis zu dem Augenblick, wo eigentlich die rechte Seligkeit erst beginnen sollte, und nach Göthe selbst Gott Amor sich „schalkhaft und bescheiden“ die Augen verhält.

Als sich nämlich die Neuvermählten in das Brautgemach zurückzogen, fing Eduard ganz erstaunlich zu gähnen an. Zu ihrer Verwunderung leistete er Rosa beim Entkleiden gar keine Hilfe, die doch sonst der junge Ehemann nur allzu übereifrig und ungestüm aufzudringen pflegt. Und als sie endlich selbst mit zitternden Händen all' die Knoten und Schleifen, Knöpfe und Häkchen gelöst, die Strümpfchen abgestreift hatte, da — lag der sonderbare Mensch schon tief in den Kissen, so ruhig schnarchend, als hätte sich seit gestern nichts in seinem Leben geändert.

Ohne Thränen und Seufzer ging es nun allerdings nicht ab — es war eine garstige Täuschung. Aber die junge Frau meinte schließlich, er habe wohl einige Gläschen zu viel getrunken; sie wußte ja nur zu gut, daß solches Phlegma sonst nicht in seiner Natur lag. Aber gestraft sollte er werden und morgen — wenn er sein Versäumniß nachholen wollte — da werde sie ihn zurückweisen, kalt und hartherzig, bis er demüthig um Verzeihung bitten würde.

Aber Rosa kam nicht in die Lage, ihren heroischen Entschluß auszuführen, denn — am Abend wiederholte sich der Vorgang der Hochzeitsnacht. Eduard war der zärtlichste, zuvorkommendste Gatte, bis — bis wieder zu dem Augenblicke, da er sich seiner Gattenrechte und Pflichten erinnern sollte.

Und Das wiederholte sich auch in den nächsten Tagen. Vergebens schmückte sich Röschen auf das Verführerischste, — vergebens wählte sie eine Morgentoilette, welche ihre frischen Reize zur vollsten Geltung kommen ließ. Ach! sogar als durch einen gut berechneten Zufall das Häkchen auseinanderfiel, als sie sich zu ihm niederbeugte und seinen Augen sich der Einblick in den reizendsten Busen bot, — als er sie ein zweitesmal dabei ertappte, wie sie den Strumpf über das zierliche Füßchen, die kräftige und doch fein modellirte Wade, das runde weiße Knie zog, — blieb jede Wirkung aus.

Wohl flammte es in seinen Augen auf, er wechselte die Farbe und der Athem ging schwer, — aber Das war Alles. In keiner Weise erinnerte dieser kuriose Ehemann daran, was er für ein stürmischer Bräutigam gewesen.

Sorgsame Mütter beurtheilen nach untrüglichen Kennzeichen, wie es mit dem Eheglück ihrer Töchter stehe. Auch Rosa's Mutter wurde bald gewahr, daß nicht Alles in Ordnung sei und nach einigem Sondiren von ihrer, einigem verschämten Zaudern von Rosa's Seite erfuhr sie den Sachverhalt — natürlich nur jenen nach der Hochzeit.

Das war der erfahrenen Frau noch nicht vorgekommen; wenn sie die junge Frau ansah, so durfte sie auch ohne berechtigten Mutterstolz annehmen, daß es für eine so sträfliche unerhörte Gleichgiltigkeit nur Eine Erklärung gibt — da man ja doch schließlich von Jemandem, dem die Mittel fehlen, nicht verlangen kann, daß er etwas leisten solle. Daß auch diese Vermuthung Mama's unrichtig war — ach! Röschen wußte es nur zu gut, aber sagen konnte sie es ja doch nicht und so blieb sie noch viel rathloser als jene.

Selbst das Ungeheuer zur Verantwortung zu ziehen, Das ging denn doch nicht recht an, so gerne die Mama auch den vollen Zorn an Eduard ausgelassen hätte. Der seltsame

Casus wurde daher in Form einer Gardinenpredigt dem Vater vorgelegt und dieser damit beauftragt, den merkwürdigen Eidam in's Gebet zu nehmen.

Der alte Herr war gleichfalls ganz verblüfft, murmelte etwas wie: „Dummes Zeug!“ und „Verfluchte Geschichte!“ — wollte auch von einer Intervention nichts wissen und meinte, es werde die Sache schon von selbst in das rechte Geleise kommen.

Aber die Mama ließ sich nicht abweisen. Mit großer Beredsamkeit mahnte sie ihn an seine Vaterpflichten, da es sich um Glück und Ruhe des einzigen Kindes handle. Als sie dann in Thränen ausbrach und jammerte, daß er wohl gar mit jenem Abscheulichen insgeheim sympathisire, der so schöne mit Täuschung und Trug Köschchen erobert habe, um nun durch Kälte und boshafte Nichtbeachtung ihr Herz zu brechen, wie es wohl gewisse andere Leute vorhätten, wenn nicht die Opfer derselben längst über solche Dinge hinaus und abgehärtet gegen derlei Kränkungen wären, — da schien die Erörterung dem alten Herrn eine so bedenkliche Wendung zu nehmen, daß er brummend versprach, mit Eduard zu reden.

Unter vielem Räuspfern und Stottern geschah Dies auch. Zu des würdigen Papa's großem Erstaunen blieb der vermeinte Uebelthäter ganz unbefangen, obwohl er den Sachverhalt ganz ruhig zugab.

„Ja — aber zum Teufel hinein!“ brauste nun der alte Herr auf. „Sag' mir nur, Du verdammter Junge, was ist da los? Was für ein Weib verlangst Du denn, wenn Dir unsere Rosa nicht gefällt? Oder bist Du am Ende —“

„Ach, lieber Papa, Sie wissen doch, wie ich Köschchen lieb habe, — sie ist ja ein reizendes Weibchen, aber —“

„Nun — was aber?“

„Ja, es ist eine fatale Geschichte,“ fuhr Eduard fort. „Ich habe eine ganz eigenartige Natur. So kräftig ich bin, verlangt meine Konstitution eines gewissen Reizmittels, wenn ich nicht in Trägheit und Apathie versinken soll. Ein solches ist mir — der T a b a k.“

„Ah, ich rauche doch auch gern, aber solche Wirkungen habe ich nie verspürt,“ warf der alte Herr ein.

„Die Naturen sind eben nicht gleich,“ entgegnete Eduard achselzuckend.

„Ja — warum rauchst Du denn nicht?“

„Leider hat mir Rosa das Versprechen, es mir abzugewöhnen, abgeschmeichelt und ich war schwach genug, es zu leisten.“

„Oh diese Weiber! schon vor der Hochzeit wollen sie tyrannisiren! hm — hm — aber höre einmal Junge, mir scheint, Du bist ein Spitzhube!“

„Meinen Sie, Papa? Ach, glauben Sie denn, daß mir die ganze Situation gar so angenehm ist?“

„Nun, vielleicht hast Du doch recht, wenn Du aushältst,“ meinte der Papa bedächtig. „Das Rauchen behält seinen Reiz für alle Zeiten, was bei — anderen Dingen sehr zweifelhaft ist. Nun, — sei es wie immer — ich will Deine Sache wieder gutmachen — aber dann mach' Ordnung.“

„Oh, an mir soll's nicht fehlen,“ betheuerte Eduard lächelnd.

Mit Kopfschütteln und vielen Glossen wurde die Mittheilung Papa's aufgenommen. Derselbe spielte aber seine Rolle

so gut, daß die Mutter endlich selbst an die eigenthümliche Veranlagung Eduards glaubte und die Tochter entsprechend instruirte.

Die Wirkung blieb nicht aus. Noch am selben Abend, als nach dem Speisen sich die gewöhnlichen Zeichen der Ermüdung bei Eduard einstellten, brachte Köschchen hocherröthend die von ihr selbst gestopfte Pfeife und den Fidibus herbei.

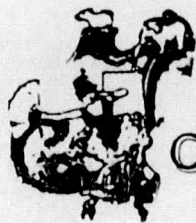
„Aber — mein Versprechen?“

„Oh, ich erlasse es Dir — es war thöricht und garstig von mir, Dich einer lieb gewordenen Gewohnheit berauben zu wollen.“

Nur einige Züge machte Eduard, dann stellte er die Pfeife weg und — geberdete sich als Ehemann gerade so, wie einst als Bräutigam.

Als am andern Morgen die Mama kam, sah sie an den matten Augen, den blassen Wangen — und dem glückseligen Gesichtsausdruck Köschchens gleich, daß die jungen Eheleute nun endlich in das rechte Geleise gekommen waren.

„Sonderbar!“ sagte die Mutter, „was für merkwürdige Kräfte in dem garstigen Kraut stecken! Es mag wohl ein Unterschied in den verschiedenen Sorten sein. Höre, Rosa, — wenn Du Deinem Mann wieder T a b a k kaufst, so — so besorge mir auch ein Packet für den Papa!“



OUJOUX.

Wer die Frauen nur lobt, muß ein Sonntagskind oder ein Thor sein.

*

Zimmerwährender Weihrauch wird zu widerwärtigem Gestank.

*

Das pure Verlangen nach Abwechslung ist gar oft der bewegende Grund der Untreue. Wer die Kunst der Abwechslung beherrscht, der beherrscht die Frauen.

*

Liebe ist ein Tyrann, Freundschaft ein Knecht. Liebe ist Lenz, Freundschaft ist Herbst; Liebe erzeugt Reue, Freundschaft sühnt aus.

*

Wenn eine Frau zu moralisiren beginnt, dann ist's für sie mit Jugend und Liebe vorbei.

*

Der Reiz mancher Frauen besteht nur in dem Widerstande, den sie ihren Verehrern entgegensetzen.

Eduard Fedor Kastner.

Kleine Ehestands-Szenen.



— Was? Ich mich scheiden lassen? Eine Andere heirathen? Mich der Gefahr aussetzen, eine zweite Schwiegermutter zu bekommen? Niemals!!!



— Mann, Du bist ein rechter Schürzenjäger! Die Erstbeste ist Dir recht.

— Aber, Grudchen, die Erstbeste bist ja Du! Sag' doch wenigstens: Die Zweitbeste!

Der böse Herkules.

Von **Catulle Mendès.**

Schon seit langer Zeit hatte die kleine Baronin von Courtisols die Rathschläge der Frau von Nuremonde, dieser unfehlbaren Welt dame, nicht mehr in Anspruch genommen; denn schließlich hatte sie Erfahrung auf Erfahrung gehäuft und so eine ganz ausreichende Kenntniß von der Welt gewonnen. Allein, was ihr heute widerfahren, war so ganz außergewöhnlich, daß sie es nicht wagte, von selbst einen Entschluß zu fassen und so kam sie auf den Gedanken, sich wieder einmal an die Marquise von Nuremonde zu wenden, der sie einst so ausgezeichnete Lehren zu verdanken hatte.

— Wie? Sie sind's, Liebste? rief die Marquise, sich in ihrer Chaise longue halb erhebend. Es muß was Ungewöhnliches sein, was Sie bewegt, an diesem heißen Tage auszugehen, mir einen Besuch zu machen!

— In der That: etwas Ungewöhnliches und sehr Dringliches.

— Erklären Sie sich.

— Ich komme, Sie zu fragen, ob Sie mir rathen, mich scheiden zu lassen?

— Sich scheiden lassen? wiederholte die Marquise im höchsten Erstaunen.

— Ach ja.

— Von Herrn von Courtisols?

— Natürlich, da er der einzige Gatte ist, den ich besitze.

— Ach! Und weshalb wollen Sie eine Verbindung lösen, die Ihnen, wie mich dünkt, keine allzu schwere Fesseln auferlegt? Ist er etwa in der Befundung seiner ehelichen Zärtlichkeiten häufiger und stürmischer, als es die Schicklichkeit erlaubt?

— Ach, warum nicht gar? Mein Mann wird mir durchaus nicht lästig, betrügt mich vielmehr oft genug.

— Sie haben also den vollkommensten der Gatten und ich begreife nicht, weshalb Sie sich von ihm scheiden lassen wollen?

— Weil ich . . . weil ich . . . einen Herkules . . . einen fahrenden Akrobaten heirathen möchte.

*

Die Marquise von Nuremonde, die seit langer Zeit über nichts mehr erstaunte, wiederholte in ruhigem Tone:

— Weil Sie einen Herkules heirathen möchten. Im Prinzip habe ich an dieser Absicht nichts zu tadeln; aber Sie sollten mir doch Einiges über die Einzelheiten sagen, die Sie zu dieser Absicht brachten.

— Marquise! Haben Sie jemals im Mondenscheine einen jungen Gott nackt baden gesehen?

— Ich habe Vieles gesehen.

— Ich habe dieses bewunderungswürdige Schauspiel beobachtet! Sie wissen, daß der Garten meines Hauses in Neuilly sich bis zum Flusse ausdehnt. Oft sitze ich träumerisch am Ufer des Flusses, denn in den Abendstunden werde ich immer melancholisch. Vor einigen Tagen — es war bald Mitternacht — wandelte ich wieder langsamen Schrittes im

dichten Grase dahin, als ich plötzlich ein Geräusch in meiner Nähe hörte. Ich wandte mich um und sah, daß Jemand von der niedrigen Umfassungsmauer in den Garten sprang. Ein Dieb! dachte ich im ersten Augenblick und verbarg mich hinter einem Gebüsch. Es war ein Akrobat; ohne Zweifel einer vom Jahrmarke zu Neuilly, denn ich vernahm von Zeit zu Zeit die Klänge von Trompetenstößen und Drehorgeln, welche der Nachtwind herübertrug. Er trug ein Kostüm von rosafarbenem Tricot, das sich knapp an seine Glieder legte. Er war herrlich anzusehen im nächtlichen Zwielicht, dieser junge Herkules, sehr groß, sehr kräftig, mit kurzem, dichtem, schwarzem Haar. Ohne Zweifel hatte er die Gewohnheit, allnächtlich hier zu baden; denn ohne einen Augenblick zu säumen, entkleidete er sich, warf sein Kostüm auf die Mauer hin und sprang in den Fluß, der vom Monde voll beschienen war. Und nun war der Anblick noch herrlicher, so schön war er in seiner siegreichen, jungen Kraft, so weiß, so mustulös in der schimmernden Durchsichtigkeit des Wassers.

— Ich fange an zu begreifen, sprach die Marquise,

— Ach! seufzte die schwächliche und zarte Baronin.

— Und Sie haben, hinter dem Gebüsch verborgen sich nicht gerührt, kein Wort gesprochen?

— Ich habe den Athem angehalten, damit kein Blättlein sich rege.

— Und Sie sind jeden Abend zur nämlichen Stunde wiedergekommen, um sich hinter den Sträuchern zu verbergen?

— Ja.

— Und angesichts der kraftstrotzenden Jugend dieses, einem Heros ähnlichen Akrobaten, angesichts dieser gemeinen, aber erhabenen Männlichkeit fühlten Sie einen Abscheu gegen alle die geschneigelten und gezierten Fräcke und Rothröcke der vornehmen Kreise, gegen die Gatten, die den letzten Rest ihrer erschöpften Kräfte in den Boudoirs von Cocotten vergeuden, gegen alle die Liebhaber, die sich drei Tage zu einem Siege vorbereiten, der dann zu einer schmachvollen Niederlage wird. Und es bemächtigte sich Ihrer das heftigste Verlangen, Herrn von Courtisols und alle die lächerlichen Bierengel, die zu Ihren Füßen seufzen, zu fliehen, und das Weib oder die Geliebte dieses fahrenden Herkules zu werden, mit ihm von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zu ziehen, ihm stolz und glücklich zuzusehen, wie er ungeheure Lasten schwingt und sich still zu sagen: „Er ist mein;“ — zwischen seinen starken Armen auf den Dielen der rollenden Baracke oder auch unter freiem Himmel zu schlafen; arm aber geliebt, geprügelt, aber wonniglich umarmt zu sein.

— Ja . . . ja . . . stammelte Helene von Courtisols in reizender Verwirrung.

Frau von Ruremonde fuhr fort:

— Wie gesagt: im Principe kann ich Sie nicht tadeln. Aber ich bin den bestechendsten Neußerlichkeiten gegenüber zweifelhaftig. Wer weiß, ob diese Jahrmarkt-Herkulesse nicht in Wirklichkeit den Spießbürgern und Kavalieren ähnlich sind, deren Verfall wir so tief beklagen. Ich traue dem neunzehnten Jahrhundert nicht recht, gleichviel ob es sich um die Schänke, den Circus, den Kollkasten der Akrobaten handelt. Ich bin nicht sicher, daß der Herkules wirklich ein Herkules sei; daß der

Mann im Tricot-Kostüm, der in den lebenden Bildern als irgend ein Theseus, als Ueberwinder von Ungeheuern und Amazonen figurirt, in Wirklichkeit ein so furchtbarer Sieger sei?

— Oh, Sie glauben? . . .

— Ich glaube nicht, ich fürchte. Indes, die Furcht vor einer Enttäuschung darf uns in unseren großen Entschlüssen nicht wankend machen. Verlassen Sie immerhin Herrn von Courtisols, verlassen Sie ihre faden Anbeter alle; aber, ehe Sie das Neueste wagen, werden Sie gut thun „sich der Dinge zu versichern“ wie man zu sagen pflegt. Man soll keine Kage im Sacke kaufen.

— Ei, Marquise, ist das Ihr Rathschlag?

— Ja. Nehmen Sie ein Bad bei Mondenschein und der junge Herkules vom Marktplatz zu Neuilly wird die schönste Gelegenheit haben zu beweisen, daß er ein junger Gott sei.

*

Einige Wochen später begegneten die Damen einander auf der Dünen von Dieppe.

— Nun, Liebste, was gibt's denn Neues? fragte Frau von Ruremonde.

— Ach, Marquise, ich habe die Scheidung vollzogen.

— Wirklich? Sie haben Herrn von Courtisols verlassen?

— Das that ich nicht.

— Was denn sonst?

— Ich habe Ihren Rath befolgt . . . und habe gebadet . . . Ach, Ihre Befürchtungen waren nur zu sehr begründet. Es gibt keine Götter mehr und . . .

— Und?

— Ich habe die Scheidung — von dem Herkules vollzogen.



ONBONNIÈRE.

Der Schmeichler.

Nathan Goldstein, Gemischtwaarenhändler aus Puchov, braucht einen Kommiss und erscheint auf der Kommissbörse, einem bekannten Kaffeehause in der K.-Straße. Dort stellen sich ihm mehrere junge Leute vor, u. A. David Zwicker, der schon in Wien „servirt“ hat.

— Herr, ich kann Alles, ich kann Französisch und Englisch!

— Sie sind'n nix fer mich; ich brauch' ganz ein' gemeinen Mann.

— Nu, was schad't Das einem gemeinen Mann, wenn er kann Französisch und Englisch?

— Ich kenn nur brauchen recht ein' groben Jung'.

— Nu, so l sch!

— Sie schmeicheln mir umesunst, ich nehm' Ihre doch nix.

*

Der Wißbegierige.

Lord Smudding kommt auf seiner Europatour zum ersten Mal nach Wien und nimmt in einem Kaffeehause am Graben ein Eis. Dabei läßt er sich mit dem Oberkellner in ein Gespräch ein.

— Ich möcht' gern sehen sehr viel, sagt der wißbegierige Sohn Albicns.

Jean, ein echtes Wiener Frächtel mit „Weaner Hamur“, zeigt dem Lord durchs Fenster eine eben zum zwanzigsten Male vorbeischiebende Asphalt-Dame und sagt:

— Diese da, Mylord, wird Ihnen Alles zeigen.

*

Unter Cocotten.

— Mir scheint, Mimi, Du stehst mit dem Grafen K. auf einem sehr guten Fuße?

— Was fällt Dir nicht ein, Fifi? Er könnte mein Vater sein — oder ist es vielleicht gar.

*

Auch eine Kriegsfrage.

— Der Krieg ist doch eine schreckliche Sache! meint Frau von Windig.

— Ach ja, fügt Frau von Saufig hinzu. Wenn sie uns schon die Männer nehmen, sollten sie uns doch wenigstens — die Hausfreunde lassen.

*

Im Bureau der Rettungs-Gesellschaft.

Ein Herr stürzt bleich und verstört herein und ruft:

— Schnell, meine Herren! einen Rettungstrain in meine Wohnung!

— Was ist denn geschehen?

— Meine Schwiegermutter ist angekommen.

*

Aus der Kinderstube.

— Nun, Miezchen, küsse doch Deine neue Gouvernante.

— Ich getraue mich nicht, Mama.

— Warum nicht?

— Sie könnte mir auch eine Maulschelle geben, wie dem Papa.

Partei und Richter zugleich.

Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Von Armand Silvestre.

I.

Die schönste Gastwirthin zu Chinon war sicherlich Frau Isabeau Cornebin, die tüchtige Regentin in der Wirthschaft zum „Gepanzerten Hamster“, ihrerzeit sehr berühmt ob ihres schäumenden Rothweines, dessen verrätherische Dünste schon so manches Unheil gestiftet hatten. Um sie meinen geliebten Lesern kurz und bündig zu schildern und meinen obigen Ausspruch zu rechtfertigen, sage ich bloß, daß sie vorn und rückwärts gleich gut gepolstert war und unter ihren Röcken eine „Revue des deux Mondes“ trug, in der zu blättern sicherlich viel angenehmer war, als in jener anderen, mehr gelehrt. Dazu kam eine große Fülle von kupferfarbenem Haar,

ein schön gewölbter Mund, der stets lächelte, allezeit frische, rosige Wangen, die mit ihrem zarten Flaum zwei reifen Pfirsichen glichen und ein schelmisches Grübchen im Kinn. Das war wohl mehr als genug, um alle Männer verliebt zu machen; allein die zahlreichen Anbeter erlangten nichts von der schönen Wirthin und Meister Cornebin konnte ruhig in seinen Keller gehen, ohne Furcht, sich an der niedrigen Thüre desselben die Stirne wund zu stoßen. Viele Leute hatten durch diese skandalöse Tugend sich abschrecken lassen, nur der Stadtschreiber Bignolet nicht, der die schöne Wirthin ausdauernd liebte, als die Anderen, und sich im „Gepanzerten Hamster“ einquartirt hatte, um sein Glück zu versuchen. Cornebin, der ein Piffikus war und sehr wohl sah, mit wem er es zu thun habe, machte sich die Sache zunutze und verkaufte ihm zu gepfefferten Preisen die Dinge, die zum Leben hienieden unerläßlich sind. Es fand also Jeder seine Rechnung und hoffte auf Besseres.

II.

— Ich fahre nach Tours und komme erst morgen zurück. Ich will Grieben für unsere Gäste von dort holen.

So sprach Meister Cornebin eines Morgens zu seiner Gattin, indem er seine Reisegewänder anzog. Und er fügte hinzu: Unsere Herberge ist voll und Du brauchst Niemanden aufzunehmen, es wäre denn, daß der Herr von Humevesse, von der Jagd zurückkehrend, Einlaß heischen sollte.

Herr von Humevesse war ein Mann, der — wie man zu sagen pflegt — gern ein Stück Geld „springen“ ließ und darum bei allen Geschäftsleuten sehr beliebt. Meister Cornebin war noch nicht drei Stunden fort, als Herr von Humevesse mit großem Troß eintraf und erklärte, daß er da übernachten werde. Seine Leute wurden in den Ställen untergebracht; aber wo sollte man für ihn ein Lager finden? Ein einziges Bett war verfügbar, dasjenige des Stadtschreibers Bignolet, vorausgesetzt, daß derselbe einwilligen würde, sich auswärts ein Nachtlager zu suchen. Allein, als Frau Isabeau ihm dieses Verlangen ankündigte, begann er bitterlich zu weinen und beschwor die Angebetete so eindringlich, ihn nicht aus ihrer Nähe zu verbannen, daß sie sich erweichen ließ und ihm versprach, die Dinge so gut als möglich einzurichten.

— Ach, sagte schüchtern der arme Junge, es gäbe ein sehr einfaches Mittel.

— Welches, Herr Bignolet?

— Lassen Sie mich Ihr eigenes Lager theilen, da Ihr Mann nicht hier ist.

Statt aller Antwort brach sie in ein helles Gelächter aus.

Da neigte er sich zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr, worauf sie erwiderte:

— Das wären Sie nicht im Stande.

— Wetten wir zehn Thaler, sagte der Anbeter. Allerdings werde ich Sie bitten müssen, mich festzubinden, damit ich keine Bewegung machen könne. Sonst büрге ich für nichts . . .

— Wohl denn; ich halte die Wette, sprach sie.

Und als die Nacht gekommen und der Herr von Humevesse zeremoniös in seinem Zimmer installiert war, ließ Frau Isabeau den Schreiber Bignolet heimlich in ihre Kammer ein

und band ihn, wie er es verlangt hatte, so fest mit einem Strick, daß er unbeweglich an der Wandseite ihres Bettes lag.

Unterdeß stand der unglückliche Cornebin in Tours vor einem riesigen Fettkessel und sog gierig den Dufte der Grieben ein, die in dem Kessel prasselten.

III.

In einer jener Regungen von Barmherzigkeit, wie sie bei den Frauen leider nur selten vorkommen, begann Frau Isabeau darüber nachzudenken, daß sie vielleicht die Schnüre, mit welcher Bignolet gefesselt war, zu stark angezogen hätte und daß dieser sich vielleicht nur deshalb nicht beklagte, weil er zu ersticken drohte. Leise machte sie die Knoten los und gab, ohne es merken zu lassen, dem freiwilligen Gefangenen volle Aktionsfreiheit. Ach, meine theuren Leser! Hier muß ich mit den sittenstrengen Ueberlieferungen brechen, die mir eigen sind. Was hätten Sie an Stelle Bignolets gethan? Sicherlich Dasselbe was er that. Frau Isabeau that anfangs entrüstet, wie alle Frauen unter ähnlichen Umständen. Allein, ihr Partner führte so überzeugende Gründe ins Treffen, daß sie schließlich keinen Groll, sondern Dankbarkeit für ihn fühlte.

— Ich habe die zehn Thaler gewonnen, sagte sie zum Schluß.

— Wie? Was? erwiderte Bignolet lachend. So war es nicht gemeint.

— Sie haben sich nicht still verhalten können, wie Sie geschworen hatten.

— Mich dünkt, Dies sei ein kleinwenig Ihre Schuld.

— Gleichviel; ich habe meine Wette gewonnen.

— Und ich behaupte, daß ich die meinige nicht verloren habe.

So stritten sie eine Weile sehr angenehm, wobei sie noch die letzten Abschieds-Zärtlichkeiten austauschten.

— Ich will den Kasus Ihrem Gatten vorlegen, sprach Bignolet.

— Das möchte ich bezweifeln, erwiderte Dame Isabeau lachend, indem sie dem lieben Jungen mit einem Kusse den Mund schloß.

IV.

Als Cornebin, von seiner Reise heimgekehrt, am folgenden Tage vor dem hohen Kamin saß, um seine Beine zu wärmen, während Frau Isabeau, als gute Hauswirthin die sie war, einen abgerissenen Knopf auf sein Wamms wieder annähte, trat der Stadtschreiber Bignolet ein und setzte sich zwischen die Beiden.

— Meister Gastwirth! sprach er; ich habe gestern mit Ihrer Frau eine Wette gemacht und wir sind nicht einig darüber, wer von uns Beiden die Wette gewonnen habe.

Isabeau ward roth wie eine Katschrose und sandte dem Stadtschreiber verstohlen einen angsterfüllten Blick zu.

— Erzählen Sie mir die Sache, sprach Cornebin, der wie alle Schwachköpfe, gern den Schiedsrichter spielte.

— Die Geschichte ist sehr einfach. Ich hatte auf meinem

Esel einen langen Spazierritt gemacht und nach der Rückkehr Frau Cornebin gebeten, sie möchte erlauben, daß mein Esel auf ihrer Wiese hinter dem Hause sich ein wenig ausschmause. Darauf erwiderte sie mir, der Esel würde von ihrem Grase fressen, und Das wolle sie nicht. Ich verbürgte mich für die gute Ausführung meines Esels und es wurde zwischen uns vereinbart, daß ich zehn Thaler zahle, wenn der Esel von dem Grase fressen sollte, Frau Cornebin hingegen mir zehn Thaler zahlt, wenn der Esel das Gras nicht berühren würde. Ich band nun meinen Esel mitten in der Wiese an einen Pflock, und hielt ihn dabei so kurz, daß es ihm unmöglich war, die Nase ins Gras zu stecken. Was that nun aber Madame Cornebin? Sie ging selbst hin und machte den Esel los, der denn auch sogleich lustig zu grasen begann. Prüfen Sie den Kasus gewissenhaft, Meister Cornebin, und sagen Sie, wer die Wette zu bezahlen habe.

Meister Cornebin fragte sich eine Weile hinter den Ohren, dann erklärte er feierlich, daß seine Frau verloren habe, indem sie selbst schuld sei an dem Geschehenen. Und er nahm zehn Thaler aus seinem Beutel und bezahlte sie anstatt seiner Frau dem braven Bignolet. Dieser war galant genug, für das Geld eine schöne Hörnerhaube, mit feinen Spitzen geschmückt, für Frau Cornebin zu kaufen, welche behauptete, dieses Geschenk von einer in Holland wohnhaften Tante erhalten zu haben. Herr Cornebin war entzückt von diesem herrlichen Geschenk und bedauerte sehr, daß nicht auch die Männer Hörnerhauben tragen.

Eine verfängliche Frage.



— Also, Herr Kandidatus Müller: wann gedenken Sie denn Ihre Staatsprüfungen abzulegen?

— Madame, ich habe wirklich keine Absicht zu heirathen.



Lieder an die Fische.



I.

Du küssest so heiß und Du küssest so gut,
 Du liebliches, reizendes Weib;
 Mir glühst der Kopf und mir siedet das Blut,
 Ich piffre an Seele und Leib.

Wenn Du mir die Lippen zum Kusse erschließt,
 Die Lippen so warm und so lind,
 Da fühl' ich, wie Du mir das Leben versüßt,
 Du gutes, Du himmlisches Kind!

Und küssest Dein Mündchen so inniglich mich,
 Dein Mündchen so süß und so hehr,
 (Das einer Erdbeere des Waldes wohl gleich,
 Wenn es nicht viel süßer noch wär):

Dann bin ich so selig, dann bin ich so froh,
 Dann bin ich so heifer und frei
 Und dennoch, mein Liebchen, mir ist dann noch so ...
 So seltsam . . . mir fehlt was dabei . . .

Mir ist's — verzeihe das Gleichniß doch hier —
 Ich sähe recht hungrig am Tische
 Und ach, man servierte voll Bosheit nur mir
 Erst Fisch . . . und dann Fisch . . . und nur Fisch!

II.

Daß Du gebildet bist, mein Schah,
 Ich will darob nicht klagen,
 Daß Du aus Kant den schwersten Sah
 Begreifst — ich will's erfragen.

Daß Du den Schopenhauer liebst,
 Es machst mir wenig Freuden,
 Und selbst den Schlegel gern genießt,
 Mein Gott, ich muß es leiden.

Doch, daß Du schillst und daß Du lärmst
 Wenn wir von Griechen sprechen,
 Und ganz allein für Plato schwärmst,
 Das nenn' ich ein Verbrechen!

III.

Ein wahres Wunder heuf' ich schaute,
 Das mich nicht sonderlich erbaute.
 Denk Dir die schönste junge Frau
 Mit einem prächtigen Körperbau,
 Mit vollen Wangen, runden Armen
 Und doch — mein Gott 's ist zum Erbarmen —
 Der Schönen mangeln edle Theile,
 Ihr fehlen unter ihrer Taille
 Die Beine, Füße und die Knie,
 Die bessere Hälfte misset sie,
 Und dieses unglückselige Weib
 Heißt: „Dame ohne Unterleib!“
 Und diese ärmste aller Frauen
 Ist überall für Geld zu schauen.
 Ich weiß — Du mußt es nicht gestehen —
 Du hast schon Ähnliches gesehen.

* * *

Ach, gleich ich jenem armen Wesen,
 Mein Schah, Du würdest Lieder lesen,
 Viel heif'rer als sie heute sind,
 Denn dann, Du böses gutes Kind,
 Wär' ich Dir recht . . . Ich möcht' d'rauf schwören:
 Du würdest mich gewiß erhören.

IV.

Sieh mein Kind, ich muß verderben,
 Wenn Du mich nicht gründlich liebst,
 Wenn Du mir nicht Alles giebst,
 Muß ich Unglücksel'ger sterben.

Und ich sterbe gern bescheiden,
 Nur um Eines bitt' ich Dich,
 Herzlich, schmerzlich, minniglich:
 Lasse mich nicht länger leiden!

Nimm mein Leben, eif'ge Schöne!
 Nimm es mir sogleich . . . sofort . . .
 Bische doch ein häßlich Wort
 Durch die schönen weißen Zähne . . .

Morde nur, mich solls beglücken!
 Komm', vernicht' mich, süße Maus!
 Trinke rasch mein Herzblut aus
 Und vergifte mich mit Blicken!

Schau mich an, hab' kein Erbarmen,
 Dem noch immer lieb' ich Dich;
 Ach, umschlinge Käkchen mich
 Mörderisch mit Deinen Armen!

Wohl, ich werde sterben müssen,
 Denn Dein Herz ist eilig kalt.
 Laß mich sterben nur recht bald
 Ach, ersticke mich mit Küssen!

Glaube mir, die Welt ist fröhe
 Ohne Lieb und Liebeslust,
 Komm mein Schah an meine Brust,
 Tödte mich mit Deiner Liebe!

V.

Dein Liebeskalender, mein Liebchen,
 Er machst mich stets erbleichen,
 Ich sehe Dich Tage und Nächte,
 Dort immer roth anstreichen.

Dein Liebeskalender, mein Liebchen,
 Läßt mich nur ruh'n und rasten,
 Ich suche stets heiteren Fasching
 Und finde immer — Fasten.

VI.

Ich sende Dir duftige Weilchen,
 Die Weilchen, sie sprechen zu Dir:
 „O, harre noch Schäkchen ein Weilchen
 Dann klopf' Dir der Lenz an die Thür!“ . . .

Du siehst, wie die Blumen erblühen,
 Obgleich noch verüdet die Flur,
 Du fühlst, wie die Herzen erglühen,
 Und wie sich belebt die Natur.

Du ahnest den Lenz schon, den süßen;
 Die Sonne sie küßt wieder heiß
 Und unter den glühenden Küssen,
 Da schmilzt aller Schnee, alles Eis.

Ich liebe Dich! Laß Dir es künden,
 Der Lenz gib mir Hoffnung und Muth,
 Ich fühle, Dein Eis muß jetzt schwinden
 Vor meiner verzehrenden Gluth!

Bittering.

Die erste Geliebte. (13)

Roman von Catulle Mendès.

Indeß gab es Augenblicke, in welchen es hell ward im Gehirne Evelins. Dann warf er sich verzweifelt auf sein Lager hin und weinte lang. Er klagte sich an, feige und schwach gewesen zu sein. Nun lag er scheußlich und elend am Boden eines Abgrundes. Aber nicht er allein war der Schuldige; sie war schuldiger — sie, die entseßliche Freundin; sie hatte ihn in diese schmachvolle Finsterniß gestoßen und daselbst festgehalten. Er wäre geflohen, aber sie war immer da, um sich ihm in den Weg zu stellen.

Aber nein! Er wird dennoch sich selbst wiederfinden. So tief er auch gesunken, er wird sich wieder emporheben. Er wird sich aufraffen aus dem Sumpfe, um die freie Luft zu gewinnen. Er wird sich flüchten in seine Träume von ehemals und auch ins Leben, ins wirkliche Leben, in das Leben Aller, um so dem abscheulichen Weibe zu entinnen, dessen Sklave er nur zu lange gewesen.

Und er versuchte es, diesen Traum zu verwirklichen. Noch in derselben Stunde ging er an die Arbeit; er ließ die versprochenen Romane und die Theaterstücke beiseite und sammelte seinen Geist für Balladen und Epen, wie er sie einst in kindlicher Begeisterung entworfen hatte. Am ersten Abend brachte er nichts Rechtes zustande. Es galt, sich von der Prosa zu reinigen, die sichere Behandlung der vergessenen Rhythmen wiederzufinden. Am folgenden Tage ging er mit erneuertem Eifer an die Arbeit; allein das Papier blieb unbeschrieben, die Reime waren widerspänstig; seine Gedanken waren nicht leicht genug, um sich auf den Schwingen der Strophen zu erheben. Er lud Straparole ein, bei ihm zu frühstücken, wie man die Fechtchule aufsucht, um den Arm wieder einzutreiben. Alles vergebens; er fand die Schaffensfreudigkeit nicht wieder und am fünften Abend gab er gebrochen, verzweifelt die Sache auf.

Aber zumindest wird er leben wie alle Anderen leben, da sein Ruf ihm Eingang verschafft in alle Gesellschaften, wo man sich vergnügt. Von Honorine gefangen gehalten, kam er seit langer Zeit nur selten in die Coullissen der Theater und in die Salons. Allein er wird jetzt dahin zurückkehren. Jetzt ging er jeden Abend hin. In der Befriedigung der Eitelkeit, in dem hohlen Spiel der Galanterie, in den leichten Triumphen nach dem Souper hoffte er die schmachvolle Vergangenheit zu vergessen. Er fand Vergnügen an der Zuthunlichkeit der halbnackten Theatermädchen, die in ihren Ankleidelogen vor ihren Spiegeln sich schminkten, während er in einer Chaise longue ausgestreckt, eine Zigarrette rauchte. Er fand Gefallen an den schwach widerstehenden Koketterien der Weltdamen, die ein gut nachgeahmtes Erröthen hinter ihrem Fächer zu verbergen suchten. Entkleidet, im Reize der nämlichen Schamlosigkeit, waren sie anbetungswürdig, die Einen wie die Anderen. Ihr Besitz machte ihn eitel und stolz. Er beglückwünschte sich, er lachte, aber er langweilte sich schauerlich. Er fühlte sich wie ein Morphinumesser, dem man sein tägliches Gift entzogen hat. Und eines

Abends, als er nicht weiterkonnte, kehrte er zu Honorine zurück. Diese empfing ihn ohne Groll und machte ihm keine Vorwürfe über sein langes Ausbleiben. „Ich dachte, Sie haben verreisen müssen, oder sich eingeschlossen, um irgend ein Werk zu vollenden. Haben Sie eine gute Reise gehabt? Haben Sie Ihr Werk vollendet?“ Sie trug ihren weißen Schlafrock ohne Spitzen und sie plauderten beim Thee ganz wie früher.

Und nun war es für immer. Alle Pforten zum Heile waren verschlossen und werden sich nimmer öffnen. Sie fanden sich allabendlich in ihrem so stillen, korrekt eingerichteten Salon und nichts störte ihre Ruhe, höchstens daß Evelin zuweilen ein Geflüster im anstoßenden Zimmer vernahm.

IV. Kapitel.

Ja, dieses Geflüster machte ihn oft nachdenklich.

Er hatte erfahren, daß Honorines Mutter und Renée, die jetzt schon ein großes Mädchen sein mußte, sich nach der Provinz zurückgezogen hatten, wo sie von einer Rente lebten, welche Madame d'Arlemont ihnen sandte. Honorine wollte nicht, daß ihr Kind die Anwesenheit eines Mannes merke, der allabendlich zu ihr kam. Wer wohnte, wer redete im Nachbarzimmer? Er hatte es nie gewagt, Honorine zu befragen. War's Antoinette? Das Mädchen, das eines Abends mit entblößtem Busen in den Salon gestürmt war, das ihn vor der Thüre erwartete, ihm die scheußliche Vergangenheit Honorines enthüllte und dann in einem Nachtrestaurant sich ihm willig ergab? Sicherlich war es Antoinette, die hier, neben dem Zimmer ihrer Schwester, allabendlich Männer empfing. Die Sache begann ihn zu interessiren. Während Honorine an seiner Seite mit leiser Stimme zu ihm sprach, lauschte er dem Geräusche hinter der Thüre. Warum? Das hätte er nicht mit Bestimmtheit sagen können. Erinnernte er sich des weißen und rosigen Körpers, den er ein einzigesmal in seine Arme geschlossen hatte und verdroß ihn der Gedanke, daß nun Andere ihn umfassen? Nein, es war ein sträflicherer Gedanke, der ihn bearbeitete. Sicherlich erinnerte er sich ihres schönen Leibes, den sie so bereitwillig vor ihm entblößt hatte; allein nach so vielen Scheußlichkeiten, die er begangen, ward seine Begierde durch solche Erinnerungen nicht angefaßt. Die Wahrheit war, daß er im Geiste die Spuren wieder sah, welche Honorines Fingernägel und Zähne auf jenem weißen Körper zurückgelassen hatten. So oft durch die Mauern, durch die Thüre ein Geräusch an sein Ohr drang, dachte er an die Wuth der einen Schwester gegen die andere. Er konnte den Gedanken nicht loswerden, wie scheußlich-schön zwei Schwestern in blutigem Ringen mit einander sein mußten. Das Abscheuliche war für ihn schön geworden!

Dieser Gedanke hielt ihn gefangen, wenn sie in nüchternem Gespräch beim Thee beisammen saßen, und beschäftigte ihn unablässig auf dem Lasterpfuhl.

Ohne Zweifel begriff Honorine endlich die Sache. Als er einst sich zu ihr wandte, sah er sie weinen. Zwei schwere Thränen rollten aus ihren Augen und diese zwei Thränen verriethen ihm ihre tiefe Verzweiflung.

Sie betrachteten einander still, sie weinend, er nachdenklich.

Was denn? Was war ihr? Warum vergoß sie diese Thränen? Er zweifelte nicht, daß sie die Begierde, von der er besessen war, errathen habe; in der Gemeinsamkeit ihrer Laster hatten sie es gelernt, einander rasch zu verstehen. Aber was sollten diese Thränen? Liebte sie ihn denn? War sie denn eifersüchtig? Trotz der Reden Antoinette's, trotz der Scene am Todtenbette der Mutter hatte er nie geglaubt, daß sie ihn wirklich liebe. Seit langer Zeit bestand zwischen ihnen nichts, als der gegenseitige, mit der Zeit immer mächtiger gewordene Hang zur Unzucht. Aber Liebe? — er für sie — und sie für ihn? — nach so vielen niedrigen Ausschweifungen? War Das möglich? Die Verdammten lieben nicht.

Er sagte nichts, aber er war überzeugt, daß sie genau wisse, was in seiner Seele vorgehe. Und sie weinte immerfort.

Allmählig entzündeten sich Flammen in ihren Augen und ihre Thränen trockneten gleich Wassertropfen, die von einer Gluth aufgesogen werden. Es war, als hätte nach einem langen, schweren Kampfe eine Begierde in ihr den Sieg über die Eifersucht davon getragen. Unter der Macht eines noch unbekanntem Wollens runzelte sich ihre Stirne. Sie schloß die Augen und murmelte: „Gut, es sei!“ Dann setzten sie sich wieder und fuhr fort, ruhig zu plaudern. „Noch eine Tasse Thee gefällig, Herr Gerbier?“

V. K a p i t e l.

Nacht, schwarze Nacht. Nichts ist sichtbar. Und dennoch gab es in der Tiefe dieser dichten Finsterniß etwas unbestimmt Blasses, Helles, das sich gleichsam im Kreise bewegte; hätte Einer dieses Gemach betreten, so hätte er auf die Vermuthung kommen müssen, es seien bestialische Gestalten, aus Finsterniß geformt, die sich in wirrem Gemengsel hin- und herwälzen. Und Stimmen drangen aus dem tiefen Dunkel hervor: Seufzer, Klagen, Röcheln; von Zeit zu Zeit der kurze Schrei — fast wie ein Bellen klingend — eines tolln Thieres, das zum Beißen bereit sich vorwärts stürzt; der Schrei einer hungrigen Wölfin. Und man hätte nicht zu sagen vermocht, ob diese Schreie, dieses Röcheln, diese Klagen, diese Seufzer — ohne ein Wort — von Wesen ausgingen, die im höchsten Entsetzen oder im höchsten Wonnetaumel waren. Entsetzen und Wonne vereint in einem immer mehr gesteigerten Paroxysmus. Auf diesem Gipfel der Empfindung verschwindet, verblaßt die Natur der Empfindung. Man weiß nicht, ob man leidet, man weiß nicht, ob man selig ist; man weiß nur, daß alle Kräfte des Lebens vibriren wie Saiten, die bis zum Platzen gespannt sind. Man schreit, man stirbt . . .

Jetzt entstand eine lang währende Stille, in der man nur keuchende Athemzüge hörte; allmählig verstummten auch die Athemzüge und man hörte nichts mehr.

Aber nach einer langen Grabesstille erhoben sich, gleich den Blasen, die aus der Tiefe aufsteigen, die Athemzüge wieder, mit dem leisen Geräusche des Wiedererwachens; die unbestimmten, blaffen Formen begannen sich wieder zu bewegen, anfänglich mit der Trägheit eines unwillkommenen Erwachens; dann allmählig wurden ihre Bewegungen wieder rascher und es entstand von neuem ein wüstes Wirrsal von Formen, mit

einer noch teuflischeren oder noch himmlischeren Verdoppelung von Seufzern, Stöhnen, Röcheln.

Plötzlich durchdrang ein Schrei, ein einziger Schrei die Dunkelheit; fast in demselben Augenblicke erhellte eine plötzlich angezündete Lampe das Gemach.

Honorine, mit der Lampe in der Hand, beugte sich über das Bett und schaute.

Wer sie hätte sehen können, wäre entsetzt zurückgewichen. Die ganze Wuth, die einem menschlichen Wesen möglich ist, zog ihr in hundert Falten das Gesicht zusammen, ihre Zähne knirschten unter den bösen Lippen, ihre Augen waren voll Blut, als ob sie rothe Thränen weinten. Von welchem Hasse ward sie verzehrt? Welche Wuth kochte in ihr?

Sie neigte sich immer mehr über das Bett und hielt die Lampe tiefer, um besser zu sehen.

Jene aber, Evelin und Antoinette, merkten nichts von diesem Blick, der auf ihnen ruhte, noch von dem Lampenlichte. Auch den Schrei hatten sie nicht gehört. Sie redeten leise mit einander, als wären sie allein. Die zügelloseste Ausschweifung hat ihre Augenblicke der Ruhe, in welchen bei den schlimmsten Ungeheuern sich die Seele meldet. Sie glauben dann einen Augenblick, daß sie lieben, wie die Anderen lieben.

Honorine stand gebeugt da und sah sie und hörte sie. Sie war fürchterlich; denn zum Hasse hatte sich noch eine andere Wuth gefellt. Der Kampf in ihrem Innern spiegelte sich in ihren Mienen, in den verzerrten Zügen ab. Sie wollte und wollte nicht. Sie willigte ein und widersetzte sich. Ihrer höllischen Lust widersprach die Eifersucht. Sie murmelte undeutliche Worte zwischen den Zähnen: „Nein . . . ich will nicht . . . fort! fort! . . .“ Und sie neigte sich immer tiefer herab, und wenn Jene in diesem Augenblicke sich aus ihrer Umschlingung gelöst hätten, so wäre sie es gewesen, die sie auf das Lager der Unzucht zurückgeschleudert hätte.

Sie fuhr fort sie zu betrachten; Jene aber kümmerten sich nicht um sie. Evelin schien einen Augenblick zu vergessen, daß es eine Courtesane sei, die er in seinen Armen hält und flüsterte ihr zärtliche Worte ins Ohr: „Mein theurer Engel! Wie liebe ich Dich! wie bete . . .“

Weiter kam er nicht. Honorine hatte die Lampe auf den Fußteppich hingeschleudert, wo sie zerschellte; dann packte sie mit unwiderstehlicher Gewalt Evelin an den Schultern und schleuderte ihn gegen die Wand; hierauf sprang sie auf das Bett, setzte Antoinette ein Knie auf die Brust und faßte sie mit beiden Händen am Halse und preßte und preßte, bis die Zunge geschwollen und bläulich heraustrat und mit der Zunge auch die Seele, ohne daß die Unglückliche einen Schrei hätte ausstoßen können.

Er sprang vom Bett, wich zurück und stürzte wieder hinzu. Er zitterte an Händen und Füßen, denn er sah, daß Antoinette todt sei. Einen Augenblick wollte er sich auf Honorine werfen und sie erwürgen; allein er schaute sie an und schaute die Todte an und verlor den Muth.

Lange schwiegen Beide. Endlich hatte Madame d'Arlemont ihre gewöhnliche Ruhe wiedergefunden und sprach: „Ja, ich habe sie getödtet! Es ist schrecklich!“ Und sie sann nach.

Ohne Zweifel überlegte sie die traurigen Folgen ihrer That und die Mittel, wie man einem Skandal, einer Verurtheilung entgehen könnte. Dann schloß sie ihrer Schwester die Augen. Diese starren Augen erschreckten sie nicht, aber sie waren ihr hinderlich. Inzwischen stand Evelin unbekleidet an die Mauer gelehnt und betrachtete das nackte Weib, das sinnend vor dem nackten Leichnam stand.

Ende des vierten Buches.

Fünftes Buch.

I. Kapitel.

Langsam und einzeln, in großen Abständen gingen die Weiber in dem schmalen, hohen Gange auf und ab. Keine durfte ein Wort sprechen, keine durfte sich umwenden, um der ihr Folgenden ein Wort zuzuworfen, oder ein Zeichen zu geben. Wenn Eine stehen blieb, sagte der Aufseher: „Nun — was gibt's?“ Es war wie eine Kunde von Gespenstern. Welche Weiber? Unglückliche. Die Einen waren arm und hatten gestohlen, um etwas zu besitzen; die Anderen hatten in einem Anfall von Wahnsinn gemordet. In den Arbeitswerkstätten und in dieser Wandelbahn war ihnen Stummheit geboten. Sie mußten ihre ganze Wuth, ihren namenlosen Kummer hinunterwürgen; aber wenn man ihnen befohlen hätte: „Reden Sie!“ — so hätten sie vielleicht kein Wort hervorzubringen vermocht.

Alle hatten blasse Gesichter, die Alten wie die Jungen; die Gleichartigkeit der Disciplin und der Tracht machte diese verschiedenartigen Gesichter einander ähnlich.

Nur Eine machte eine Ausnahme.

Weder der lange Aufenthalt in diesem Zuchthause, noch das Zusammenleben mit so vielen niedrigen Geschöpfen hatte eine Wirkung auf sie geübt. Der Ansteckung der Aehnlichkeit war sie entgangen; hier, in diesem engen Gange, bekleidet mit der Sträflingstracht hatte sie die Art einer ehrbaren Bürgerin zu bewahren gewußt; sie sah sehr vornehm aus und man hätte, wenn man sie sah, glauben mögen, es sei eine Dame von Welt, welche, um die Insassinnen dieser Anstalt besser studiren zu können, die Erlaubniß erhalten hat, hier zu leben und die Tracht der Verurtheilten anzulegen.

Frau d'Arlemont war zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurtheilt worden, eine Strafe, die noch zu mild war im Verhältniß zu dem entsetzlichen Verbrechen, das sie begangen hatte, zum Schwermord. Honorine hätte eine schwerere Strafe verdient; allein ihre Geständnisse, ihre ruhige, bescheidene, aber reuelose Haltung während des Prozesses, die Angabe, daß sie zu diesem Verbrechen getrieben worden sei, weil sie die schmachvolle Aufführung ihrer Schwester nicht länger dulden und die Ehre einer geachteten Familie rächen wollte; ihr Stillschweigen über den Mitschuldigen der getödteten Schwester — Alldies hatte das Gewissen der Richter in Staunen versetzt: sie standen vor einem Geheimnisse, dessen Aufhellung nach ihrer Ansicht

der Angeklagten nur günstig gewesen wäre. Und die Unruhe des Gewissens rieth ihnen nachsichtig zu sein.

Acht Jahre waren verflossen. Madame d'Arlemont lernte die Langsamkeit der endlosen Stunden kennen. Doch war bei ihr keine Ungeduld wahrzunehmen. In ihren Blicken, in ihren Geberden lag noch immer eine fast lächelnde Ruhe, eine lebenswürdige Vornehmheit. Sie war sich selbst gleich geblieben, diskret und zart, kaum merklich gealtert; wenige graue Haare, welche die Schönheit ihrer kastanienbraunen Haarfülle noch schöner erscheinen ließen.

Sie lebte für sich, abseits, denn sie war des Zusammenlebens mit den Uebrigen in den Werkstätten, im Speisesaale, im Schlafsalle enthoben und hatte die Erlaubniß erhalten, in ihrer Zelle, die unter dem Dache lag, abgesondert zu leben und sie verließ denn auch diese Zelle nur zur Zeit der Spaziergänge.

Durch das enge, vergitterte Fensterchen hätte sie das Thal betrachten können, durch welches ein Bach sich schlängelte, und die Dörfer am Abhange der Berge, und noch weiter hinaus den in einem Dunstschleier verschwimmenden Horizont. Der ganze unermessliche Raum öffnete sich vor ihr, über ihr, unter ihr. Allein sie schenkte der weiten, belebten Landschaft keinerlei Aufmerksamkeit. Nur selten näherte sie sich dem Fenster. Es war, als hätte sie in ihrer Zelle sich ein erträgliches Heim geschaffen. In ihren Blicken gab es keinen Haß gegen die stets verschlossene Thüre, in der sich von Zeit zu Zeit ein Guckfensterchen öffnete, um dem Wächter Einblick zu gestatten, gegen die braunen Mauern, gegen den roh gezimmerten Tisch, der durch Ketten an dem Estrich befestigt war, gegen das ärmliche eiserne Bett, das keine Betttücher und keine Matratze hatte, kurz gegen Alles, was den Kerker ausmacht. Scheinbar ohne Widerstreben, aber auch ohne heroische Ergebung ertrug sie die ewige Einsamkeit und Langeweile, wie etwas Natürliches. Zuweilen saß sie den ganzen Tag müßig und gedankenlos; ein anderes Mal wieder beschäftigte sie sich mit kleinen Verrichtungen, die sie sich selbst geschaffen: scheuerte mit einem Lappen die Steinfliesen oder die Fensterscheiben, rückte den Krug vom Plage und wieder auf seinen Platz, reinigte ihren irdenen Speisnapf, ihre hölzerne Gabel. Wenn Alles in Ordnung war, sah sie fast zufrieden aus. Wenn der Abend kam, streckte sie sich auf ihr Lager hin und schlief bald ein; so ruhte sie ohne Unterbrechung bis zum Morgen. Dann erhob sie sich, kleidete sich rasch an und ging an ihre kleinen, häuslichen Verrichtungen, wie eine an Ordnung und Sorgfalt gewöhnte Person, welche thut, was sie thun muß. So lebte sie dahin, ohne Klage, ohne Thräne, ohne Seufzer, ohne einen Blick für die Außenwelt. Welche Gedanken, welche Träume beschäftigten ihr anscheinend so schläfriges Wesen? Wer sie beobachtete und die Ruhe sah, mit welcher sie sich in die ewig gleichen Stunden, in die ewig gleichen Tage fügte, hätte es kaum zu errathen, kaum zu sagen vermocht . . .

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über Othello.



— „Ach Graf, dieser Rossi als Othello ist ein reizender Mensch! Durch seine Hand zu sterben muß eine Wonne sein!“ — „Mit oder ohne?“ — „—?“ — „... Taschentuch.“